



# **DER COTOPAXI**

**WOLFGANG WIMMER**

**EINEN WEG  
ZWEIMAL  
BESCHREIBEN**





# **DER COTOPAXI**

**WOLFGANG WIMMER**

**EINEN WEG  
ZWEIMAL  
BESCHREIBEN**





**Wolfgang Wimmer**

**Einen Weg zweimal beschreiben**

**Books on Demand**

*Für Edwige*

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Teil I

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Teil II

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

## Vorwort

Ein Teil der vorliegenden Geschichte wurde bereits veröffentlicht (W. Wimmer: Denk einfach, diese Frau dort sei deine Mutter, Rowohlt, Taschenbuchverlag 1989).

Ich habe darin erzählt, wie mein Adoptivsohn und ich in seinem Heimatland Ecuador nach seinen Eltern gesucht und wie wir einige Berge bestiegen haben, zuletzt den Cotopaxi.

Jetzt habe ich die Erzählung um einige ebenso wahre Begebenheiten ergänzt und aufgeteilt. Der erste Teil spielt vorwiegend in der Hauptstadt Quito, der zweite außerhalb im Land. Die chronologische Abfolge wird nun erst am Ende ganz klar. Aber ihre richtige Zusammensetzung wäre nur ein müßiges Puzzlespiel.

Mich hat etwas anderes interessiert. Es gibt zwei Weisen, einen Weg (oder einen Lebensweg) zu beschreiben oder eine Geschichte (oder eine Lebensgeschichte) zu erzählen. Die eine ist offenkundig, die andere mehr oder weniger versteckt.

Im ersten Teil wird auf herkömmliche Weise berichtet. Wir bewegen uns durch Quito, suchen die Eltern und begegnen verschiedenen Menschen, während die Zeit wie unabhängig davon vergeht. Wir begeben uns da und dort hin, halten uns da und dort auf, kehren um und zurück, zuletzt besteigen wir den Cotopaxi und hier endet die Geschichte.

Im zweiten Teil betrachte ich sie vom Ende her. Aus dem Hin und her im Raum wird ein Nacheinander in der Zeit. Die Zukunft, in die wir hineingingen und die uns verborgen war, ist nun für mich enthüllte Vergangenheit, aus der ich uns geradewegs auf mich zukommen sehe. Sie sind unterwegs durch Tage und Nächte zu dem Tag, der für mich heute ist und zu der Landschaft, die vom Licht dieses Tages erhellt

wird und die für sie noch unbetretebar und unbegehrbar ist. Sie nähern sich auch dann, wenn sie sich, räumlich gesehen, entfernen.

Sie halten sich also nicht, wie im ersten Teil, in der Weite des Raumes auf und begeben sich auf einen Weg, der sie hin und her, vor und zurück führt; sondern sie sind auf einem Weg durch die Weite des Lebens, die sich zwischen Anfang und Ende auftut, und der gerade unaufhaltsam und unumkehrbar ist und sich begibt.

# Teil I

## 1

---

Ich wußte nicht, wohin ich schauen sollte. Das Hotelzimmer schien nur aus Glas zu sein, es gab den Blick nach Norden, Süden und Westen zugleich frei. Ich trat auf den Balkon. Es kam mir vor, als würde ich mich in großer Höhe auf einem Gerüst befinden. Den Kopf in den Nacken zurückgelegt, hielt ich mich am Geländer fest und ließ den Blick an der Front des Hauses hinunterstreifen. Die einzelnen Stockwerke glichen aufeinandergeschichteten Glasquadern.

Der Hang führte in eine Schlucht hinunter. Dort lag ein Dorf, und links, etwas abseits davon, befanden sich drei langgestreckte, hohe Gebäudezüge, die rechtwinklig aneinanderstoßend einen Innenhof einrahmten. An dessen Rückseite lag, der genau gegenüberliegenden Gebirgskette zugewandt, ein weiteres, größeres Gebäude. Das Ganze war ein Kloster. In der Nähe standen einzelne Palmen.

Ein mächtiger Mond stand über dem gigantischen, in der Nacht schwarz daliegenden Vulkan. Der Mondschein brachte das Dorf ganz am Fuß der Bergkette wieder hervor, das in der Dunkelheit der Nacht, die so plötzlich hereingebrochen war, verschwunden war. Der Mond stand hoch am Himmel und schien weit weg zu sein, gleichzeitig war er sehr nah und so gegenwärtig, daß er wie dort aufgehängt wirkte. Das Dorf lag senkrecht unter mir, und ich hatte das Gefühl, mitten in der Welt zu sein und gleichzeitig in einem Flugzeug über sie hinwegzuschweben. Das Dorf hatte keine Straßenbeleuchtung. Trotzdem waren die Umrisse der

Häuser und des Klosters so scharf, daß ich sie mit den Fingern hätte umfahren können.

Als ich mich umdrehte, bemerkte ich Rafael, meinen Sohn. Er stand hinter mir. Die ganze Zeit hatte ich nicht an ihn gedacht, obwohl wir doch seinetwegen die Reise gemacht hatten. „Siehst du den Berg dort? Er liegt im Süden der Stadt. Es muß der Cotopaxi sein. Er ist schön. Er ist beinahe sechstausend Meter hoch und der höchste tätige Vulkan der Erde. Wenn wir dort oben stehen, werden wir weit über das Land und die Stadt sehen können. Meinst du, wir werden hinaufkommen?“

Rafael zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht. Ich glaube schon.“

Draußen, ganz in der Nähe, schlugen Hunde an, sehr laut und aggressiv. Kurz darauf fielen andere in das Bellen mit ein. Durch die Hunde wurde ich erst auf die Geräusche der Nacht aufmerksam, und ich horchte nun bewußt in die Dunkelheit.

„Ich bin müde“, sagte Rafael.

„Es ist kein Wunder nach dem Flug.“ Ich schaute noch einmal zum Vulkan hinüber. „Meinst du, wir werden es schaffen?“

„Ich glaube schon. Aber weißt du, was mir noch wichtiger wäre? Wenn wir meine Eltern finden würden.“

„Ja“, sagte ich, „aber wie sollen wir sie finden?“

---

## 2

---

Am Morgen war es im Zimmer still. Ich achtete auf jedes Geräusch, so, als müsse es in diesem Land von Bedeutung sein. Ich hörte keinen Straßenlärm. Das Dorf lag tief unten, ein paar hundert Meter den Hügel hinab. Hin und wieder fuhr auf der Straße, die in Serpentinaen ins Tal führte, ein

Auto, aber da ich auch davon kein Geräusch vernahm, kam es mir vor, als sei alles sehr weit weg von mir.

Plötzlich bellten wieder die Hunde in der Nachbarschaft. Sie schlugen kurz an und verstummten abrupt. Ich nahm an, daß jemand, der zum Haus gehörte, zu ihnen herausgekommen war. Unter der geöffneten Balkontür und an den Türrahmen gelehnt blieb ich lange stehen, um zu schauen. Im Süden lag der Vulkan, über dem wir in der Nacht den großen Mond gesehen hatten. Er war schneebedeckt, und die klaren Umrisse seiner Kuppe stachen in das Blau des Himmels.

Es war mir nicht recht, als der Portier aufstand, um uns die Tür aufzuhalten. Er grüßte freundlich, und lachend nickte er mir zwei-, dreimal zu, als ich ihm den Türgriff aus der Hand nehmen wollte, den er nicht losließ. Mit einer sicheren und kontrollierten Handbewegung drückte er hinter uns die Tür ins Schloß.

Wir gingen ein Stück die Straße hinauf. Nach ein paar Metern kamen wir an einem Denkmal vorbei, das an eine Expedition erinnerte, die vor Jahrhunderten von dieser Stelle aus in den Urwald aufgebrochen war. Rechts sahen wir hinter Zäunen die großen Hunde, die, wie ich annahm, in der Nacht gebellt hatten, und die auch jetzt wieder anschlügen, als wir uns den Häusern, zu denen sie gehörten, näherten. Einer bäumte sich vor Erregung auf und stand, mit den Vorderpfoten an den Zaun gestützt, da und bellte, den Kopf flach nach hinten gelegt, so daß er mit dem Rücken eine gerade Linie bildete, den Himmel an. Obwohl ich die Hunde lächerlich fand, verließen wir den Gehweg und gingen auf der Straße weiter, die ganz und gar unbefahren war.

Nach rechts abbiegend kamen wir ein Stück an einer Mauer entlang, die um das Gelände eines großen Hotels führte. Vor dem Hotel waren einige Autos geparkt, an denen ein paar braunhäutige Männer mit Lappen in fast liebevollen

Bewegungen polierten. Eine Straße, die von der Stadt heraufkam, zweigte sich in eine breite und komfortable Auffahrt ab, die vor dem Eingang des Hotels mündete und von dort in sanftem Bogen wegführte, um sich nach einigen Metern wieder an die Straße anzuschließen, die weiter nach Norden führte. Ein Wagen fuhr heran und ein Bediensteter des Hotels trat heraus, um die Türen zu öffnen.

Wir blieben eine Weile stehen. Ich wußte nicht, wohin wir gehen sollten. An der Straße hielt ein Bus, und man sagte mir, daß er nach Süden fahren würde zur Altstadt, vorbei an der Plaza Grande. Man nahm wohl an, daß ich in das Zentrum wollte.

Eine Indianerin stieg ein. Sie war barfuß, was ich erst bemerkte, als sie ihre Röcke mit der einen Hand zusammenraffte, um sich nicht in der Weite des in zahllosen Falten gebauschten Tuches beim Einsteigen zu verfangen. Ihre Füße waren schmutzig, fast schwarz und rissig. Beim Anheben des Fußes sah ich hellere Fältchen in der Haut, die sich kurz öffneten, als sich die Glieder der Zehen bewegten. Ich starrte auf die Füße, die kompakt, kurz, gedrunken und beinahe plump mich an Bärenatzen erinnerten. Die Indianerin war schon fast im Inneren des Busses verschwunden, als ich entdeckte, daß sie ein Huhn in ein Tuch eingebunden auf dem Rücken mit sich trug.

Der Bus fuhr weg. Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, woher die leichte Verstimmung rührte, die ich verspürte. Mir fiel die künstliche, grellorangene Farbe des leichten, aus der Fassung geratenen Synthetik-Jäckchens ein, das die Frau angehabt hatte. Ich überlegte, ob es aus Dralon gewesen war oder aus Acryl. Die Indianerin kam mir in dieser Kleidung geschändet vor. Genau dieser Begriff drängte sich mir auf, und dann dachte ich mit Bestürzung, daß solche Kleinigkeiten mich verwirren und durcheinanderbringen konnten. Aber vielleicht waren es auch keine Kleinigkeiten, ich wußte es nicht.

Wir standen noch immer unschlüssig herum und spürten, daß wir beobachtet wurden. In einem winzigen Kiosk stand ein alter Mann und betrachtete uns neugierig aus wachen Augen. Er verkaufte Kaugummis und unappetitlich aussehende Kekse. Ich drehte mich ab, prägte mir aber die Stelle ein, da hier offenbar die Busse vorbeikamen, die stadteinwärts fahren. Ein Taxi fuhr langsam an uns vorüber. Der Fahrer hatte die Scheibe heruntergekurbelt und, den Ellbogen auf das Seitenfenster gelegt, hielt er mit den Fingern das Steuer. Mir mißfiel die Haltung. Mit einer Handbewegung wies ich seine einladende Geste ab. Wir gingen in nördlicher Richtung weiter.

„Hast du bemerkt“, fragte ich Rafael, „daß uns die Leute ansehen? Es ist lästig, weil man sich gar nicht unbefangen bewegen kann. Man beginnt, sich selbst von außen anzublicken, als sei man sein eigenes Spiegelbild.“

„Ich glaube, sie sehen dich wegen deiner großen Nase an.“

„Nein, Europäer gibt es genug hier. Aber hast du schon jemand gesehen, der aussieht wie du? Auch die Indios hier oben im Hochland sehen anders aus. Gewiß würden sie dich auch anstarren, wenn du allein hier wärst. In Deutschland fällst du weniger auf.“

„Vielleicht liegt es daran, daß ich ordentlich gekleidet bin.“

„Oder daran, daß wir zusammen sind, wir sind ein seltsames Paar.“



Wir waren kurzatmig und merkten, daß wir öfter Luft holen wollten und immer wieder ein wenig stehen blieben. Dann folgten wir mehreren abschüssigen Straßen hinunter und bogen schließlich in eine andere ein, die hinaufführte. Hier standen Hochhäuser aus Beton und Glas mit streng an den Hausfronten ausgerichteten Balkons. Ich war verdrossen, weil wir diese Richtung gewählt hatten, und ging trotzdem weiter. Plötzlich fielen mir die Blumen in den Gärten auf. Manchmal hingen die Ranken über die Stützmauern herab bis auf den Gehweg. Feste Türen, eingelassen in die Zäune, verriegelten den Eingang. Die Straßen waren menschenleer.

Rafael war einige Meter zurückgeblieben. Er lief hinter mir her, direkt in meiner Spur. Seit ich ihn kannte, hatte er diese Angewohnheit. Ich mochte es nicht, weil ich mir vorstellte, es müsse einen Beobachter an einen gehorsamen Hund erinnern, der seinem Herrn auf dem Fuß folgt. Daher rief ich ihn zu mir.